mfang acht Seiten Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1910 BERLIN/DONNERSTAG DEN 20. OKTOBER 1910/WIEN NUMMER 34



Die Kindesmörderin

Zeichnung von Oskar Kokoschka

Moral der Lotterie

Von Thaddäus Rittner

Die meisten sind dagegen (aus moralischen Gründen). Ich bin dafür (aus den gleichen Gründen). Man dürfe das Wort Glück (im Sinne „günstiger Zufall") gar nicht in seinem Vokabularium haben (sagen die meisten). Man müsse alles auf die eigene Arbeit setzen. Der Gedanke an das Glück verderbe gute Sitten. Das ist Uebertreibung. Und mit Rücksicht auf das allgemeine Ueberhandnehmen der Arbeit sogar gefährlich. Es ist höchst unsittlich, alles auf den trivialen Nexus von Leistung und Lohn zu gründen. Ohne die Vorstellung „es gibt noch etwas darüber" ist eine würdige Existenz schwer denkbar.

Gebt uns „etwas darüber" in besserer Qualität und wir nehmen es an. Wenn nur der Glaube da wäre. Aber die Mehrzahl ist in dieser Hinsicht impotent. (Man kommt dafür nicht in die Hölle; es ist eine Frage der Konstitution.) Und selbst die potentesten Bauern und Droschkenkutscher brauchen da Stimulantia. Die Sonntagspredigt wirkt immer schwächer. Und daran ist nicht der Seelenhirt, sondern die Gewohnheit schuld. Es sei meinethalben in schlechterer Qualität, aber — „praktisch".

Die Sonntagspredigt kann nicht ziehen, denn sie ist nur Zeremonie. Vielleicht war sie einst mehr, aber sie hat sich in punkto Aktualität vernachlässigt. Oeffentliche Reden und Zeitungsartikel müssen — so gemein es ist — aktuell bleiben, sonst gähnt die zuhörende Gemeinheit.

Die Lotterie ist aktuell: denn sie nimmt Bedacht auf meine Schneiderschulden von gestern und auf meinen leeren Magen von heute. Sie berücksichtigt liebevoll den Plan meines leichtsinnigen und geldlosen Bruders, sich ein Palais auf der Ringstraße zu bauen. Sie wurzelt im Leben, wie der „New York Herald" und wächst trotzdem hoch „darüber" wie der Kölner Dom.

Die Lotterie ist deshalb über dem Alltag (obwohl sie ihn berücksichtigt), weil sie sich um seine Logik nicht kümmert. Sie triumphiert über den Satz vom zureichenden Grunde. Sie ist unberechenbar wie alles Göttliche. Ein Ungerechter ist ihr oft lieber als zehntausend Gerechte. Sie verspricht dem letzten, er werde am Tage der Ziehung der Erste sein. Und er glaubt ihr mehr als dem Sonntagsprediger. Ja, er glaubt ihr sogar nach dem Tage der Ziehung. Und nach fünfhundert weiteren Ziehungstagen. Er glaubt. Er blickt zum Himmel hinauf, anstatt mit Neid auf den reichen Nächsten zu blicken. Die Hoffnung auf den Treffer führt direkt zum lieben Gott. Sie besänftigt die brutalsten Appetite und erhellt die finstersten Diebsgesichter. Sie hypnotisiert wie „das bessere Jenseits".

Nirgends ist der liebe Gott populärer als in Neapel, wo alles Nummern träumt. Dort ist das Lotto ebenso eine religiöse Angelegenheit wie das Blut des S. Gennario. Es sind keineswegs zwei Konkurrenzgeschäfte; es ist geradezu ein Unternehmen in zwei Formen. Die beiden moralischen Anstalten unterstützen einander und repräsentieren eine Idee. Man setzt auf das Fließen des Blutes oder auf die Nummer 37; auf jeden Fall plaziert man seine Hoffnung hübsch hoch, in den Wolken. Und darauf kommt es an. Nur Individuen, die ihre Hoffnung niedrig plazieren, sind hoffnungslos niedrig.

Deshalb bin ich gegen die Abschaffung des Lottos. Und ich freue mich, diesmal den Staat auf meiner Seite zu wissen. Der ist ja ebenfalls dagegen (wenn auch leider . . . nicht aus moralischen Gründen).

Das Mysterium Jesu

Von Peter Hille

Aus dem Nachlass

Heimkehr

Nun war die Zeit vorbei, das Geräusch der Beendigung kränzte die lehrende Stille, die Gotteserörterer gingen auseinander, und freundlich, aber als sei nichts geschehen, ging Jesus auf seine Eltern zu. Diese Sicherheit und das Fremde, das Andersartige, dem der fast noch kindliche Sohn so unheimlich selbstbeschlossen sich gewidmet hatte, erbitterte die natürliche Mutter, die menschliche Maria.

„Mein Sohn, wie konntest du uns das antun? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht ... drei Tage! O mein Sohn ...." Aber auch die Bestimmtheit des Sohnes, des Gottessohnes, nicht des Menschenkindes nimmt herbe Färbung an. Schon früh scheiden die Wege sich zwischen Göttlichem und Menschlichem, dem Allgerechten und dem Verhältnisbefangenen, dem Seelentiefsten und dem nur Häuslichen. Da sah auch Johannes mit frohverklärtem gefährtenstolzem Anteilantlitz aus den Zuschauern hervor zu seinen Verwandten.

Dessen Eltern waren nicht mitgekommen, hatten Maria und Josef die Sache überlassen; wußten sie nicht schon, daß, wo Jesus sich befand, da auch Johannes zu finden war.

„Warum habt ihr mich gesucht — wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein mußte, was meines Vaters ist?" Indes, der Ton, dieser harte Ton blieb nicht stehn, und sofort erklärte der Knabe sich bereit, mit seinen Eltern den Heimweg anzutreten. Und drinnen in Nazareth, in der Zimmermannshütte, war er der gehorsame, sanfte hilfsanstellige Sohn des Handwerkers in schlichter froher Arbeit. Nur der Rost der Arbeit, Rauheit der Gebärden, des Wortes und Tones, Unzufriedenheit, Murren und häßliches Begehren blieben diesem Hause fremd, diesem Muster erlesener Höhe auch in Niedrigkeit.

Und stark, in sich gekehrt blieb beflissen Johannes. Meist war er mit Jesus, doch oft suchte er auch die Einsamkeit.

Die Stimme des Rufenden in der Wüste

Bald hörte man von einem jugendstarken Mahner in der Wüste, der sei von erschütternder Macht und Wucht der Rede, sein Körper sei überaus sehnig, stark und ringend, er gürte sich in Felle, lang wehe ihm Bart und Haar, und nur die herbe Gabe der kargen Wüste: Honig und Heuschrecken nehme er zur Nahrung.

Noch stand das Morgenrot am Himmel, da trat Jesus gerüstet und mit Sandalen an den Füßen vor seine Eltern, die ehebevor sie das tägliche Werk begannen, den Preis Jehovas sangen und seine Gnade auch über diesen Tag herabriefen. Als sie damit geendet hatten und nun sich zum Frühmal setzten, Milch und Brot, um sich zur Arbeit, zu all der Mühseligkeit des Tages zu stärken, trat der Gottessohn auf sie zu und sprach: „Meine Stunde ist gekommen! Es ist Zeit nun, daß ich hinausgehe, um das Reich meines Vaters seinem Volk zu verkünden. Ich muß euch verlassen, doch mein himmlischer Vater wird euch trösten und euch beistehen, und mein Gebet wird um euch sein immerdar. Aber es ruft die Stunde, und ich darf keine Zeit mehr mit euch verbringen. Wie du ausgießest ein Gefäß und das Wasser zog in die Erde, und tränkte die Blumen des Feldes, so soll auch das Leben des Menschen seine Bestimmung erfüllen."

Maria stand auf und legte ihr Haupt an seine Brust, der pflichtfeste Sohn ließ sie eine Weile dort ruhn, da nahm er sanft ihre Hände: „Du wirst mich wiedersehn, Mutter, und Trost haben bis an dein Ende!"

Josef, dem greisen, an den schon das Alter rüttelte und ihn zittern machte, ward der Bissen schwer und schrammend: „Und wann sehe ich dich wieder?" und sah ängstlich auf.

Jesus aber wies nach oben, und trat hinaus und ging durch den Ort mit starkem, gleichen Schritt, ohne sich umzusehen. Das Mahl aber blieb unangerührt.

Um den Verweisenden in der Wüste standen reiche, vornehme, weichliche Würdenträger, die Neugier hinaustrieb, die stehend sich erschüttern ließen, gehend überlegten, nach Hause gekommen wieder anlegten das Gewohnheitsgewand.

Er überragte sie alle mit seinem ganzen Haupt, seine kräftige gereifelte, dunkelrötliche Manneslippe zittert vom Schwung der Kraft seiner Rede. Seine schwarzen Augen äugen sittlich kühn in die Ferne, und der starken Brauen schwarze Bogen sind warm und reich von kräftiger Seelengröße, und ausgiebig froher Willenswucht, Willenswucht, die auch dann nicht schlief, wenn leise die Sprache war. „Ihr kommt hinaus, weil ihr übersättigt seid mit Schöngeschwätz, weil ihr stumpf seid, daß meine Rede euch angenehm errege. So rede ich euch nur tiefer hinein ins Verderben, da ich doch zu eurem Heil rede."

Nun schob er alle beiseite, trat mit mächtigem edlem Schritt durch die Schar, und beugte sich vor ihm, der einst sein göttlicher Gespiele gewesen war. Dann sprach er zu der Schar, der bunten von Weibes- und Würden-Gewand: „Entfernt euch, der Heiland ist gekommen, dem ich nicht würdig bin die Schuhriemen zu lösen — und ihr seid seiner noch nicht wert".

Und Jesus sah zu dem Bräunlichstarken, dessen wüstenheiße Seelenglut und Siedlerkraft ihn demütig anblickte, freundlich mitteilend hinauf: „Ich möchte von dir getauft werden!"

„Du von mir?" entsetzte er sich. Gleichwohl gehorchte er. Eine goldene Schale aber war das sonnige Jordantal. Dann schieden sich Beider Wege. Jesus nahm das friedlich stille Land, darin zu lehren. Johannes aber zog in die purpurtosende Hauptstadt, um dort inmitten pfauenäugig schillernden Stolzes und prächtiger Zusetzung das ernste Wort des rauhen Heils zu künden. Umwundert, umspottet zog dies rauhe Wort der Wüste die Straßen hinan bis vor die Hofburg. Auch hier sprangen vor ihm auf die mildgoldenen Pforten und bald brach sich seine herrliche Stärke an der glatten Härte des Marmors und noch härterem Fürstenherzen.

Die Versuchung

Früher suchte man die Thebaide auf. Nun trägt man sie in sich. Oft mehr als lieb. Die Wüste war Unmittelbarkeit des Seelenlebens. Grauen vor dem gebetbuchsatten Philistertum der Pharisäer. Gewiß ist das gänzliche Ablassen von der Erde nur eine Insel des Göttlichen im Leben, aber eine selige Insel: wo nichts Menschliches lebt, da ist alles göttlich.

„Reißt du sie aber zu früh mir wieder auf, Satan, die Tür des Fleisches, winke ich selbst meinen Leib wieder herbei, dann ist viel Wachstum des Geistes verloren."

Wie eine Krone zackt sich die Stadt. Auf der Zinne des Tempels steht Jesus und sieht hinab.

„Stürz dich hinab, greif mit magischer Macht diese Krone." Ihm zur Seite wiegen sich die listig schlängelnden Mienen des Versuchers, der anmutig ist und schön in seiner lauernden Schmeichelgestalt. Jesus begegnet ihm ohne Schwäche und ohne Hochmut. Nur seine Seelengeradheit stellt er ihm entgegen. Ein Blick seines gottnüchternen Lebens legt dem Versucher all den Aberwitz seines Beginnens wieder vor die Füße. „Magische Eitelkeit zerschellt." Des Torensinnes der Schlauheit, an göttlich Weltdurchdringende auch nur heranzurollen. Und doch ist Jesus dankbar. Versuchung übt. Blöde Unschuld erträgt schon der vorwärts dringende Mensch nicht. Heran muß die Fehle auch an den ins Leben tretenden Gottessohn, nur hinein zieht sie ihn nicht.

Im Sündenfall bereits liegt dieser Sinn. Aus der Starrheit des alten zur Gewandtheit des neuen Glaubens. Das Unversuchte widerspricht dem Gottmenschlichen. Der Gipfel ruft, das freudeglänzende Tal kommt näher. Wie Worte, Machtschlüssel des eigenen Lebens, den Menschen suchende Pforte. „Sieh, das sind deine Sklaven." „Nur wer die Teile flieht, oder recht sie zusammenlegt — der hat das Ganze. Nein, sie sollen sie selbst sein. Dann sind sie meines Vaters ,der im Himmel ist, und mein, der sie liebt wie ihr Leben."

Auch Schatten und Mängel sind zur Vollkommenheit notwendig, die Welt erheischt sie zu ihrem höheren Sinn, um über sich hinauszudeuten. Nun verließ den reinen Sohn der Höhe der Geist der Finsternis, das Licht kam und umharrte seine Befehle.

Acker und Ackerer

Der letzte Genuß, den ein Mensch oder Volk noch sich zu bereiten vermag, ist die Schulmeisterei, die selbstgefällige Strenge äußerlich leerer Regel. Dann bringt man sein Wesen aufs Kleid. Unter lauter Geboten verliert sich das Gesetz. Zu unterweisen findet man nichts, es fehlt die Frische aufmerkender Schüler, und wäre sie vorhanden, man würde sie nicht erkennen, ihren Drang und ihr Recht nicht verstehen. Zu echter Lehre gehört Fülle des eigenen Empfindens, ein Jünglingstum der eigenen Seele, und straffe, männliche Meisterschaft saftreicher, wohlvorbereiteter Geistesgaben.

Von nun an aber fraß der Weg die Sohlen, Geist und Eifer den Weg und Geduld das Laster.

Und es kam der erste Jünger und stellte dem Meister sein ganzes Lebensgut zur Verfügung, die Einsicht zur Belehrung, den Willen zum Gehorsam. Womit er sein Leben vordem hatte bauen und erhalten wollen, das Vermögen reichte er dar, er zertrümmerte die Form seiner Tage und sprach zum Meister: „Schaffe mir eine neue, wie du willst, Meister!"

Der Meister nahm den Starken und erzog ihn und baute aus dem guten Grund.

Wieder kamen ihrer, die wollten wohl das Gute, Schöne, das Seligwerden nach dem Tode; aber fahren lassen, was sie hielten, das vermochten sie nicht, und traurig gingen sie fort, weil sie fühlten, der Leib lebte, aber die Seele starb. Und wie sie gingen, empfanden sie vor Furcht schon die Hölle der eigenen Verderbnis, die keinem erspart bleibt, der fühlt und schwankt und seine Besserung tötet. Unselig sind sie und überaus armselig, armselig gerade an ihrem Reichtum und erringen kein Mitleid wie die Darbenden und wehgeschlagenen Träger der Plagen und Qualen — die Lauen an eigener Trägheit Verwesenden, nur noch Verachtung. Der Vollkommenheitssucher ist ein Maler. Der aber erhebt und läutert die Gebilde seiner Gemälde und macht sie frei von der Gestalt seiner Schausitzenden. Der weiß: Nur die Schale der Welt ist bunt, darinnen aber wohnt die Fäulnis für und für, und wer statt der Arbeit die treue Hand zu reichen, die purpurheiße Zimmetwange lichtlockigen Genusses streichelt, wie des Westens Fingerspitzen leis über Rosengärten gleiten, der stört und zerstört die Menschheit bei sich und andern, die er braucht, der Verführer. An so geil entarteter Häufung aber entzündet sich das Feuer der Hölle.

Der Starke gebraucht die Welt nach dem Geist, oder er wirft sie fort, wenn er das nicht vermag oder mag. Der Schwache aber fühlt nicht, wie er so schwach ist, zu schwach für die Welt und ganz ohne Gegenwehr für den täuschenden Weltsinn, und sterben muß an der Nahrung der Welt, sterben muß im Geiste. Darum verliert der Reiche den Sinn für die Seele, weil, was des Leibes ist, so laut ihn umtost, und er nur darauf bedacht ist, wie er den Leib füttere, den Geist aber darben, absterben, sterben läßt. Und mehr der Jünger kamen, viele fielen, doch es blieben derer, die sich anschlossen, sich opferten, derer, die immer die Worte ewigen Wertes hörten und ihre Seelen ausrichten ließen nach dem Wohlgefallen Gottes. Nicht hervorragende Anlagen, oder Ansehn und Vermögen zählte mit bei der Jüngerwahl, keine Kaste, nur Vertrauen und Willen.

Und immer geschwisterlicher ward es, treulich wollend sich ergänzend. Und der Zwölfte kam. Da ist der Ring geschlossen. Und einer derer, die kamen, auch er glaubte. Aber er war vorsichtig, ohne Mißtrauen vorsichtig. Er hielt die Augen offen. Er konnte nicht anders. Er suchte die Wahrheit, aber wie ein Forscher, nicht mit Inbrunst oder Gebet, wie die Frommen sonst es tun, der Vorschrift treuherzige Beherziger.

Und des Heilands Rede war mächtig wie ein Gesetz und stellt gewaltig sich hin, milde hier und herbe dort, und alles zur rechten Stunde. Gleichnisse, tüchtig und schlicht wie das Leben, das Gottes Hand entflossene Leben verscheuchten den Vorwitz und forderten auf zu leben dieser stillen Kraft zu Tat und Gehorsam, zu starker Demut den Willen zu erziehen. Und sein Wort fiel auf die Jünger und die Weiten und die Massen.

Die Zwölf aber sammelte er um sich und lebte gemeinsam mit ihnen, und lehrte sie den hehren, schlichten Alltag des Göttlichen, den die Auserwählten wandeln, die Weihe und Würde des Mahles und der Erholung, das innerliche Gebet vateraufblickenden, dankend langsamen Brotbrechens, den Gruß zum Himmel für die Frucht der Erde. Später dann sollten die Berufenen seine Vertreter werden, sie sollten sein Werk tun, wie er selbst, in seinem Namen. Und seine Kraft, sein Willen zur Menschheit öffnete sich, müdemachende, die starke Seele des Menschlichgebundenen schwächende Wunder. Sammlung und Gebet ersetzte die gespendete Kraft. Nächtlich, wenn des Tages allgemeines Werk dann ruhete, kam zu ihm die stille forschende irdische Weisheit, die gehalten prüfende Vornehmheit des gebildeten Mannes. Und auch den lehrte er nicht allgemein wir das Volk, nicht wie ein Priester, ein Verkünder und Prediger, sondern allein, ein Zwiegespräch von Mund zu Mund, wie der Denker seinen Lieblingsschüler unterweist.

Gedanke

Von Leonardo da Vinci

Die vor mir waren glücklicher als ich.
Sie griffen zu und tasteten mit Händen
Und suchten aus. Bei tausend Gegenständen
Fanden sie Vorteil und Gebrauch für sich.

Mir aber drückt sich in die Hände: Leere,
Ich sah ja schon im Gehn und Stehn und Streifen,
Nichts blieb mir übrig, das noch zu ergreifen
Groß-nützlich oder sehr gefällig wäre.

Da mußt ich tun, wie jener fremde Mann,
Den seine Armut stundenlang verspätet;
Daß er als Letzter auf den Jahrmarkt kommt,
Und keiner gafft und feilscht mehr auf dem Markte.

Von dem, was vieler Käufer Hand durchharkte
Sieht er nur liegen, was sie ausgejätet
Beiseite ließ. Doch dieses nimmt er an,
— was wegen wenigen Wertes keinem frommt —
Besorglich, wie er's gut zusammenrafft.

Ja, ich werd' auf mein schwaches Saumtier legen
Den Sack des Unerkannten und Verschmähten,
Und damit geh's — nicht zu den großen Städten!
An armen Dörfern soll, auf Mühsalwegen,
Ankehren sein, Hinreichen und Verweilen.
Dort werde mir solch Lohn für jede Gabe,
Als es gebührlich scheint ihn zu erteilen
Der Sache, welche ich gegeben habe.

Deutsch von Walter Heymann

Leonardo da Vinci und Lisa Gioconda

Von Walter Heymann

„So wie die großen Bücher der Menschheit nichts Fertiges sind, sondern jedes Jahrhundert, jede Epoche, jeder Mensch an ihnen weiter dichtet, so ist die Gioconda, in der Leonardo sein höchstes Lied vom Weib, vom Menschen, von der Natur gesungen hat, immer neu gesungen, immer neu instrumentiert, heute wie eine ungeheure Weltpolyphonie, in der die Zeiten selber tönend geworden sind —", mit diesen Worten beginnt Marie Herzfeld im Buche „Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet" einige Seiten über das Bild der Mona Lisa. Wem solche Worte übertrieben scheinen, der sucht nach anders klingenden Stimnus glichen die Worte, mit denen der „Praerafaelit" Walter Pater ihr Bild beschwört. Rainer Maria Walther Pater ihr Bild beschwört. Rainer Maria Rilke singt:

„Das Weib ward längst in der Mona Lisa reif
wie Wein.
Es müßte nie ein Weib mehr sein!"

Versuchen, diesem „Wunder" mit wissenwollender Betrachtung zu nahen, heißt in Leonardos Sinne handeln, der nur den durch Erkenntnis oder Experiment geprüften und bewiesenen Glauben gelten ließ.

Wir wollen von dem Schöpfer des Bildes ausgehen. Um zu sehen, was uns das Bild über ihn und seine Sinnesart sagt, müssen wir auf das Urbild kommen, fragen, was es ihm bedeutete. Wir können dabei kaum mehr als auf einer Wahrscheinlichkeitsgrundlage weiterdichten; so lange die fortschreitende Leonardoforschung nicht eine Detailuntersuchung der spezifischen mimischen Ausdrucksmittel bietet, kann nichts zu bessern Resultaten führen.

Nach seinem Mailänder Aufenthalt am Hofe des Moro (Hauptarbeiten: „Das Abendmahl", „Reiterdenkmal des Francesco Sforza") ist Leonardo um 1500 wieder in Florenz. Er soll der Santa Annunziata eine Tafel für den Hauptaltar malen und schafft wenigstens den Karton der heiligen Anna Selbdritt. Zwei Tage lang wallfahrten die Florentiner zu dem Bild, um zu bestaunen: wie hier die sehr lächelnde Anna ihre Tochter Maria auf dem Schoß hält, die, gleichfalls Mutter, dem kleinen Jesus beim Spiel mit dem Johanneskind und dem Lamme zusieht.

1501 malte Leonardo eine Madonna mit Spinngerät. Das Christkind hat eine Haspel genommen und betrachtet verwundert ihre vier kreuzförmigen Strahlen. Das Bild war ein Auftrag, es ist uns verloren. Leonardo hat um diese Zeit überwiegend mathematische, technische, anatomische Interessen, hört fast ganz auf, zu malen. In den Folgejahren nimmt er als Oberingenieur des Cesare Borgia an dessen blutigen Feldzügen teil. Vom fünften März 1503 ist der Fünfzigjährige in Florenz. Dorthin kam im Jahre 1504 — in dem Leonardos Vater starb — der junge Raffael und blieb bis 1506. Er studierte den Karton, auf dem Leonardo im Reiterkampf der Anghiarischlacht der Erinnerung an das eben geschaute Kriegswüten durch die Darstellung tobender Leidenschaft Ausdruck verlieh. Er ließ sich weiter beeinflussen durch Leonardos Leda und durch das, was er vom Bilde der Gioconda damals sehen konnte. Diese beiden Bilder stehen für Leonardo mit seinem wohl letzten Gemälde, einem „Johannes" in Verbindung. Am dreißigsten Mai 1506 verließ der Meister seine Florentiner Heimat, vermutlich mit der Absicht, nicht mehr sobald dorthin zurückzukehren, kam aber 1507 wegen eines Rechtsstreites mit seiner Familie wieder. Er dürfte das Bild der Lisa, Frau des Francesco del Giocondo schon 1506 soweit geführt haben, wie er es ließ, vollkommen nach unsern Begriffen, nicht vollendet nach seiner Meinung. Nach Vasari hätte er vier Jahre daran gemalt; daß dafür die Jahre 1503 bis 1506 vorzugsweise in Betracht kommen, gilt heute als sicher.

Es war nicht viel, was sich ihm in Florenz bot; und was ihn dennoch hielt, war eben die ungewöhnliche Aufgabe. Man bedenke: es war das erste eigentliche Frauenportrait, das nicht von der Medaille abhängig blieb oder einen Frauenkopf einfach im scharfen Profil vor eine Wand, eine Farbenschicht stellte. Man hatte noch kurz vorher überhaupt nur Männer, und Frauen höchstens als Aktricen in religiösen Szenen und sonst als Madonnen abkonterfeit. Dann kam es auf, Frauen so darzustellen, daß sie wie irgend eine Genie die Idee, das Ideal des Malers, die Frau an sich vertraten. Leonardo zeigte die Möglichkeit, durch ein einfaches Abbild, wirklichkeitstreu und überwirklich, nicht nur all diese Wünsche und Absichten zu erfüllen, sondern bewies durch seine Zusammenfassung, daß die Individualität im Ausdruck Historie in Ruhe sei.

Uns kann Leonardo nachträglich als einer erscheinen, den seine besondere Begabung zum Portrait gedrängt habe, zumal wenn wir an die Fülle schöner Handzeichnungen denken, die uns liebliche Köpfe und Gestalten erleben lassen. Wir müssen seine Neigungen für das halten, was ihn führte. Sein Anfang zeigt ihn als Lyriker. Lächelnde junge holde Frauen und Mädchen, schöne Jünglinge, ehrwürdige Greise wies ihm seine Phantasie freiwillig. Unter Männern in der Blüte der Jahre fesseln ihn nur kraftvoll schöne. In allem sucht er höchsten Ausdruck für ein Gefühl, eine Stimmung — sie wollte er das Fluidum der reinsten Gebilde der Schöpfung in zarter Vision spüren lassen. Er rät, die guten Partien aus verschiedenen Gesichtern von anerkannter Schönheit auszuwählen, sonst bringe man Aehnlichkeiten mit den eigenen hinein. Ein Lyrikerbekenntnis. Und dicht neben diesem Fühlen das psychologische Interesse. Leonardo wächst mit seinen Aufgaben, als hingebender Wirklichkeitsdiener, als spekulativer Forscher und Denker, als Souverän seiner Darstellungsmittel, aber nicht durch die Zeichnungen, die so schnell entstehn, sondern bei der Arbeit an großen Werken, die viel Zeit verlangen. Er träumt davon (Anbetung der Könige), erbietet sich dazu (Sforzadenkmal), wird zu gewaltiger Anspannung durch Aufträge angeregt, deren Bedeutung er erst wirklich erfaßt (Abendmahl). Mehr als alles andere liebt er die Malerei und seine Malerei wird dramatische Schöpfung. Er geht mit Zittern an die Arbeit, die langwierig ist, die ganze Seele quält und noch nach erlangter Uebersicht tausend Ueberlegungen fordert. Die Szene des Abendmahls verbindet dreizehn Personen in Gebärde und Mienenspiel so, daß die Worte Christi zum innersten Mittelpunkte der Darstellung werden; es macht dies Werk zu einer

dramatischen Tat, der in der späteren Theatergeschichte Europas nichts ebenbürtig ist. Fast alle Apostel sind Wesen, die dem eigentlichen Leonardo fremd, ihm nicht von Natur lieb oder gegeben waren. Den Philippus, den Johannes freilich fand er leicht, stellte er aus seinem Gefühl heraus. Der Judas fesselte ihn als problematischer Charakter und Gegenspieler Christi. Zuletzt malte er am Haupt Jesu. Er hatte schon so viel vorweggenommen, und das Ende der Aufgabe brachte eine lähmende und die ganze Sehnsucht anspannende Schwierigkeit. Er malt den Gast unter Freunden, den milden Helden, den Sieg einer Macht im Schicksal des Unterliegens, das Symbol der Resignation, die ihre tragische Verheißung erfüllen will. Und seltsam: hier, wie bei der Mona Lisa, behauptet Leonardo, das Antlitz sei nicht fertig, nicht vollendet. Und weiter: beide Mal wird aus einem lebenden Modell — das zum Christus war ein Mailänder Graf — eine Idealgestalt geschaffen, die gleich dem Zeus von Otrikoli einige überwirkliche Züge enthält. Das verbreiterte Oval des Christusgesichts, die Breiterstellung der Augen, die Mischung jungmännlicher Züge mit denen einer gütig-reifen Frau fallen bei der Betrachtung dieses Hauptes auf, mit dem Leonardo einen neuen Typus bildete, von solchem Einfluß, daß die Kunstgeschichte hier mit einer neuen Zeitrechnung zu beginnen sich genötigt sah. Hatte hier der pantheistische Platoniker geahnt, daß er vom Ideal nur ein romantisches Abbild, einen Widerschein geben konnte. Er sah, das Höchstmögliche, letzte Erreichbare war der Ausdruck eines Gefühles, einer Empfindung. So hatte er seinen Ausgangspunkt wiedergefunden. Sollte er nunmehr dem Denkenden, Logischen in sich folgen, so mußte er epischer werden. Wenn er sich mit seinem phantastischen Hang dem Gefühl unterwarf, kam er in den Bann des Mystizismus. Davor hat ihn die Gewalt seines weltweisen Denkens und die Gegenständlichkeit seines Forschens geschützt; nur die Wahl seiner Vorwürfe verrät eine Bestärkung dieses durch Fühlen weiterarbeitenden Triebes. Doch war noch der Epiker in der Uebermacht, als er das Bild der Lisa Gioconda schuf.

*

Eine steinerne Loggia ragt mit der Brüstung nach Nordosten gegen die Luft, die — es ist eine Stunde vor Sonnenuntergang — lichtgetränkt matt schimmert ohne zu glänzen. Schon macht er aus dem tiefen aufsteigenden Nebel die fernen blauen Berge dunkler, ehe er ihre zerklüfteten Umrisse verwischt, so daß sie näher zu kommen scheinen. Auch wollen sich in diesem Nebel wie in einem Meer viele geteilte Läufe gestauter, herabfließender, zwischen den Bergen gewundener, unter einsamer Brücke sich hintragender Wasser finden. Bald wird das Dunkel sie verschließen, den bunten Schimmer verwischen, mit denen der Sonnenwiderschein noch die näheren Höhen trifft. Urweltliche Stimmung, die nach der Sintflut — „und die Wasser verliefen sich" —, geschaffen von einem, dem nicht das Fabelhafte wahr, sondern das Wirkliche wunderbar schien.

In ganz stiller Nähe, wo die Schatten kaum Farbe haben, in der leise flutenden Luft taucht dies unwirklich scheinende Wesen auf, wie ein Fisch, der allein schwimmt und den ein zitternder Glanz trifft. Alle Farbe ist an ihr, es ist, als komme die Luft von ihr her, als sei sie gekommen, um die Schönheit der Stunde zu bringen. Groß hebt sie sich vor ihrer Ferne, groß ragt ihre Einzelgestalt gegen die sinkenden Massen. Tote und in Dämmerung Wandelnde sind bunte Schemen. Stiller sind ihre Züge, deutlicher redet aus ihnen, groß wie auf Steine gehauene Masken, zart wie auf Bildern von weichem Wachs, ihr Wesen.

Das ferne Wasser wellt sich wohl wie das Haar dieser Frau. Die Falten der Wasserfläche und die Furchen der Gesteine und die Gesetze, unter deren Zwang sie sich bilden, kannte Leonardo, sowie er die Falten und Rinnen im Gewand Lisas binden und ihre Reihen malen konnte. Als sie eben gekommen war und der nahende Abend ihre Hände zusammengeführt hatte, und sie so aufgerichtet saß, wie eine Florentinerin sich bei einem Besuch hält, da wurde der Sessel zum Thron, und die Linke, auf der Armlehne wie ein Tierkopf, spielte im Ruhen und hielt den Knauf. Die Rechte lehnte über ihr, als führe sie dahin; schön wie die Biegung eines Schwanenhalses (Leda) war ihr Ansatz, so streifte diese kluge, duldsame, schöne Hand absichtslos das Kleid. Die Gestalt wandte sich, sie ruhte nach dem rechten Arm zu, aber ihr Antlitz sah fast schon geradeaus, als das Blicken nach links sie den Meister anschauen ließ. Diese Stunde, diese Stellung war Leonardo die liebste, als er Lisa kannte. Ehe er sie kannte, wie man nur eine Seele einmal im Leben kennt, daß man fürchten muß, ihre und eigenen Empfindungen zu verwechseln — bis er sie in drei, vier Jahren so kennen gelernt hatte, spielte er mit ihr.

Ihr nahmen Erzähler und Spaßmacher, Saitenschläger und Flötenblaser die Müdigkeit, das Gezwungene, verscheuchten die Langeweile, nahmen ihr mehr: allmählich verschwanden trübe Erinnerungen, vergingen die Gedanken. Sie fühlte, daß sie fast ihr ganzes Leben wie eine gleichgültige Vergangenheit würde vergessen und verlieren können. Ein Scherz gewann ihr ein Lächeln ab, ein Lied, daß sie zum zweiten Male hörte, lullte sie in Träume, oft kam sie in Wochen nur einmal, dann wieder fast täglich. Sie fühlte, daß dies Scheinleben stärker als ihr alltägliches wurde. Manchmal hatte sie Furcht vor dem Maler wie vor einem Feind. Er schien die Musik nicht zu hören, denn sie war es nicht, die seinen Pinsel rascher streifen oder länger innehalten machte. Weil er aber — und nicht zuletzt durch seine bannende Erscheinung — so fest- und fernzuhalten wußte, war er über Haß oder Liebe hinaus, in diesen Stunden ihr stärkerer, schützender Freund. Auch konnte er nicht nur ihrer Vergangenheit ein Grabmal setzen, nicht nur mit seinem städtefüllenden Ruhm sie der Ewigkeit geben, er war wie ein Gott, der ihr leibliches Antlitz bildete. Wie alle die Menschen, die Leonardo sich noch verwandt fühlte, gehörte auch diese Frau zu einem Schicksalsgeschlecht, zu denen die noch in der Beherrschung leidenschaftlich, in Schönheit begehrend, stolz und klug sind. Diese werden Kinder, wenn sie glücklich lieben. Mitten unter ihnen stand Mona Lisa allein. Einem ungeliebten Mann hatte sie Kinder geboren, und ihr Leid atmete zarte Mütterlichkeit. Sie kannte dennoch nicht das Mutterglück. Die rechte Seite ihres Gesichtes zeigte, daß sie darum noch selbst wie ein Kind war, an der Wange, am Auge. Mutter und Kind in einem Wesen, das reizvolle Rätsel lockte Leonardo. Sein Gefühl für Generation war durch die Darstellung der Deszendenz Anna-Maria-Christus damals noch geschärft. (Beide Bilder haben auch einen ähnlichen Hintergrund.)

Wunderbar war Leonardo auch ihre Sensitivität, ihm, der die Tiere und ihre vielfach feineren Instinkte beneiden konnte (vergleiche seine Bemerkung über die Geruchswerkzeuge des Löwen). Ihr Haar hatte bei bräunlicher Grundfarbe einen goldroten Ton. Spärlich waren die Brauen (heute nicht mehr sichtbar, vergleiche aber Vasari) und ihr Flaum verstärkte im Empfindungsfeld ihres Gesichtes den Glanz der Augen. So konnte der Augenscheitel bald spotten, bald leuchten über den geschwungen auskeimenden Ovalen der Augentiefen, die wie eine Schattenbrille unter der Haut am tastenden Fühlen teilnahmen. Wenn sie müde war und verstummte, wurde dies vor allem deutlich, dann wurde der Schnitt der Augenmaske den geschwungenen Linien der Oberlippe ähnlich, deren Form Leonardo lieb und geläufig war. Er hatte sie bei den besten griechischen Statuen gefunden, auch den Abstand der Nasenwurzel vom Lippenrand. Züge, die unter den schönen Menschen Italiens nicht selten sind. Auch daß die Nase vollkommen in der Richtung der Stirn verlief, mit feiner Rückenbreite war marmorbildhaft, wie aus dem Kanon, und das Kinn fast an der Grenze erträglicher Zierlichkeit. Doch nun wurden die charakteristischen Eigenschaftsmerkmale um so spürbarer. Die energische Unterlippe zeigte, daß diese Frau auch gegen ihr eigenes Fühlen aus Selbsteinschätzung trotzen, hassen, etwas lange verbergen konnte. Den Unterlidern fehlt die pikante Zusammenziehung, die an jeder zweiten Italienerin zu sehen ist, hier trat eine mehr träumende Sinnlichkeit vor der Klugheit zurück.

Ja, die Klugheit! Sie machte viele, die sie anlockte, scheu, daß sie nicht vollkommen schön war, mehr als das Rothaar, das damals noch blond genannt wurde. Denn die Klugheit zwang ihr Selbstbeherrschung auf, sie mußte ihre Lebhaftigkeit zurückhalten, und wenn sie sonst den Leuten exzentrisch erschienen wäre, galt sie nun für seltsam. Sie liebte das Schöne, liebte schöne Menschen und wollte gern schön sein. Sie sprach gewählte Worte und hätte das schon um der Lippen willen getan; andere hätten sie geekelt, doch auch so empfand sie sich nicht als ehrlich. Sie mied alle Jähheit, alle Schärfen des Ausdrucks, weil sie sich als ein Schrecknis fühlte. Weil sie Angst hatte, das Stolze und Geringe in ihr zu verraten. Ihr war eine Leidenschaftlichkeit eingeboren und eine Lebhaftigkeit der Phantasie (rasche Beobachtung, rasche Assoziation) mitgegeben, daß sich ihr jede Empfindung deutlich aufprägte, als sei sie die Verkörperung dieses Ausdrucks, sofort, ganz und schnell wechselnd. So zwang sie die Dezenz, so in Gesellschaft allein zu sein, daß sie für hochmütig gelten konnte, so fühlte sie sich einsam, wenn sie allein war. Mit der alten Kindersehnsucht und dem Wunsch nach ihrem Frauenschicksal und mit ihrem weiblichen Fühlen, aus dem heraus sie dachte, denken mußte, gefühlslogisch wie eine echte Frau, verband sich ihre Klugheit, lähmend, als wäre sie eine Schuld. Sie war nicht etwa nur geistreich, sie war so logisch klug, daß ihr das Gefühlsdenken nicht genügte, daß sie das Gleichnishafte aller Erscheinungen empfand. Es gab zu ihrer Zeit Frauen, die Griechisch und Latein konnten, sie war nicht gelehrt, verlangte auch weniger danach, als nach der ganz besonderen Wissenschaft, die ihr Sinn und Wert ihrer Erlebnisse zeigen, ihre Neugier mit Ernst befriedigen und ihr Ordnung geben konnte. Dann wäre sie der großen Wissenschaft doch näher gekommen; im Fühlen — das wußte sie — kann man nur zu Zeiten in Sicherheit sein. Vielleicht war es Leonardo wie freundschaftlich, daß sie von seinem Beobachtungsposten aus ihn manchmal wie einen Jüngling ansah, mit der von ihm mehr dem Beschauer zugekehrten Gesichtshälfte. Doch nun möchte ich vorwegnehmend betonen, daß die Lisa nach dem bisher gezeigten etwas Katzenhaftes hatte. Dies würde bei niedriger Stirn stark hervorgetreten sein, besonders mit der Breiterstellung der Augen. Da kam die Florentiner Mode der künstlichen Stirnerhöhung Leonardos umwandelnden Formungsprinzipien zugute. Die schöne hohe Stirn, die musikalische Stirn des schönen Widerhalls versöhnte, glich völlig aus. Doch macht noch heute, sobald jemand die Stirn als „zu hoch" empfindet, der Rest des Gesichts in Verbindung mit dem pyramidalen Aufbau der Gestalt und mit den Flügeln des Schleiers am Kopf, dies Bild den Eindruck einer Sphinx. — Durch den dunklen und durchsichtigen Schleier konnte Leonardo nicht nur wieder das Gefühl der Ferne erwecken, er machte nicht nur den Scheitel deutlicher, er zeigte diese Frau als eine, die für ihren einsamen Hochmut und ihr unrastliches Leid in Gebet und frommer Anwandlung Strafe, Sühne, Befreiung suchte. Er ließ aber das einfach gescheitelte Haar wellend nach vorne niederrieseln auf die freie Brust, Liebesfühlen kündend, Zärtlichkeit atmend. Fromme Inbrünste mittelalterlicher Klosterschwestern hätte Leonardo bei zartem Verstehn doch entschieden abgelehnt. Aber diese Mischung von Vergangenheit im ernsten Gewande und Weiblichreizvollem, Neuartiggegenwärtigem entzückte ihn. Das gab er ihr in der Wahl der Kleidung, in schönen, die Ewigkeit versinnbildlichenden Farben, und verklärte ihren vornehmen, die Zurückhaltung liebenden Geschmack.

Der Ausdruck des Antlitzes seiner Mona Lisa, der Gioconda, wie er sie sah, gab ihm Schicksalsstunden. Andere als ihr, stärkere als die Liebe allein sie geben konnte. Diese Stunden haben in Leonardo viel vernichtet.

Er sah, daß alle Empfindungen in dem Gesicht der Frau kamen und gingen, fast ohne eine Spur zu hinterlassen, geeint durch instinktive Sicherheit und geübte Beherrschung. Nur etwas vom Lächeln, dem schicksalsagenden, unheilverkündenden, dem stets geliebten tragischen Lächeln, blieb an der ewig Wartenden haften, als ihr die Erinnerung an alles Gewesene schwand. Das war der Augenblick, in dem er sie ganz erkannte, und so wollte er sie für immer sehn. Er hätte ihr nach seinem Gewissen doch nur Ahnungen bieten, nicht seine aus dem Fundament aufgebauten zahllos sich teilenden Erfahrungen geben können. Er konnte ihr nichts geben wollen, was sie verändert, nach seiner Art umgeschaffen hätte. Die Pein der Klugheit hatte er ihr verscheucht, die Phantasie — er wußte

mit welchen Mitteln — in ein kleines Reich gebannt. Darin war sie Königin. Er, Leonardo, hatte sonst die Seele zu erkennen versucht, hatte gelernt, wenn er bezeichnende Züge zur Maske, zur grausam übertreibenden Karikatur zusammensetzte. Auch hatte sein Blick Gesichter in Masken verändern und zerdenken müssen, wenn er sie scharf betrachtete. Diese Frau vor ihm aber war zu der Pforte des Traumlandes geschritten, als wäre sie von Anbeginn nur eine Larve gewesen. Früher eine Phantastin, nun ganz Seele; das Gefühl konnte sie jeden Augenblick überwältigen. Er sah die Augen seiner Macht, seines Winkes harren, sie blickte ihn an wie eine stolze Bettlerin. Gerne hätte er ihr Kraft gegeben. Schien sie ihm doch wie von selber so verändert, da er nur Hemmendes beseitigt, der leise fließenden Natur die Bahnen vollenden geholfen hatte. So also sah die Seele aus. Eine Summe von Erfahrungen und Leidenschaften, deren Wiederkehr die Menschen zeichnete. Oder die sich ergänzenden Gefühle in Fülle verschwindend wie Rosenblätter im Hauch des Windes, weiche Mulden und Hüllen. Dort starre Maske, hier ruhelose bewegliche. Er gab ihr Liebe; denn dem Platoniker war schon die Erkenntnis des angeschauten Gegenstandes Liebe, er gab ihr Freundschaft. Und in seiner Sorgsamkeit — wissentlich hätte er nie eine Seele vernichtet — lag Mitgefühl. Die Frau spürte in all dem nur die Gemeinschaft der Seelen, und wartete, hoffte.

Einst glaubte Leonardo: „Die Seele steht außerhalb der Sinne, wenn sie betrachtet". Dann fand er „die Sinne sind die Beamten der Seele". Jetzt sah er nur das Flutende, sah nicht mehr ein Feld aus Samen gewachsen, zur Aussaat bestimmt. Zweifelte er an ihr, oder siegte die Aufgabe. Sie erschien ihm als der Zweifel und gerade so schön. Es war die erste kommende Müdigkeit seines Lebensabends, die seinem Denken die kühle Sicherheit und aufstrebende Glut zu nehmen begann. Nur durch vollkommene Zwiedeutigkeit und Gleichung und Ergänzung der Merkmale konnte er Lisa darstellen, die Stirn ist das Wahrzeichen. „Alle Liebe, die verschwenderisch über das einzelne geht, hat dennoch einer in Furcht gegeben, er habe die Welt zerdacht!" Man kann jede Einheit zerstören, wenn man einen Menschen zu nahe betrachtet. Lisas Bild erkennt man erst in der Tiefe seiner Einheitlichkeit, wenn man es aus nächster Nähe anschaut.

Dies war sein Sieg; wer seine kommende Niederlage sehen will, vergleiche mit dem Bild der Gioconda die frühere Zeichnung des Johannes mit dem Rohrkreuz (Windsor) und dann das spätere Gemälde, in dem Johannes nicht mehr der selbstentzweite Vorläufer des Herrn ist, sondern der zweideutige des Rokoko.

*

Was wir geschichtlich von Lisa wissen: Es ist zweifelhaft, wo sie geboren ist — für die Behauptung, sie stamme aus Neapel, fehlen Anhaltspunkte. Ihr Großvater Naldo Gherardini lebte in Florenz von 1401 bis 1460. Das alte Welfengeschlecht der Gherardini, dessen Stammbaum bis an 900 zurückreicht, war hier angesehen. Naldo (Noldos) Sohn Maria Antoni heiratete 1473 Caterina aus dem Hause des Piero Rucellai. Deren Tochter erhielt den Namen Lisa nach der Mutter des Vaters. Das Datum ihrer Geburt ist uns unbekannt. Es muß zwischen 1474 und 1479 liegen, da Lisa schon 1494 heiratete.

Als Leonardo sie malte, war sie etwa dreißig Jahre alt. Ihr Mann Francesco del Giocondo war in erster Ehe mit Lisas Tante vermählt (1491), heiratete schon 1493 die zweite Frau, und 1494 wird Lisa die dritte. Die Giocondi waren ursprünglich Küfer, dann trieben sie Seidenhandel. Lisas Mann besaß ein Haus in der Via della Stufa. Der Titel „Madonna" der Ritterfrauen kommt ihr in Wirklichkeit nicht zu, sie ist nur eine Mona (Monna). 1496 gebar Mona Lisa einen Sohn, Piero, 1502 einen Sohn Andrea. Ob auch ein früh gestorbenes Töchterchen des Giocondo ihr Kind war, ist nicht ermittelt. Ihr Mann, jünger als Leonardo, hat diesen lange überlebt. Er stiftete für sich und die Seinen eine Grabkapelle in der Santissima Annunziata. Das Bild Lisas hat Leonardo später verkauft, dann für einen hohen Preis zurückgekauft. Von ihr selbst hören wir nach dem großen Ereignis nichts mehr. Sie konnte jedenfalls nichts Stärkeres mehr erleben. Sie war dem Helden unter den Künstlern, dem großen Ahnen unserer Zeit, eine schmerzlehrende Madonna geworden, ein Sinnbild des Erliegens ganzer Geschlechter, die es im Geiste Baudelaires grüßen müssen: „O Mutter der Erinnerung, Frau der Frauen!"

William Wauer

Als das Café Kutschera noch seinen adligen Namen „Secession" trug, hielt in dem oberen Raum des Cafés William Wauer einen Vortrag über Theaterkunst. Ein junger Schauspieleleve nahm mich mit herauf; viele Eleven und Elevinnen schritten vor mir in den Saal der grauen Sammetsofas und Sessel; ich war die einzige unter den Zuhörern, die Wauer noch nie gesehen und doch ihn sich genau so vorgestellt hatte mit der eigenartig schmerzlichen Sicherheit in den Augen und in den Gebärden. Ein großer Geiger, der nicht die göttliche Geige findet. Ein großer Dirigent — ist nicht sein Vortrag ein Zusammenspiel vielerhand Instrumente gewesen. Lebendige Violinen, seine Schauspieler; er mag nicht die erste Violine zwischen ihnen, die den Ton angibt, kein Genie, das sich abtönt, hervortönt von den anderen Tönen. Das Zusammenspiel seiner Leute, eine Genieleistung soll sie sich heben aus der Fertigkeit seiner Hand. Als das künstlerische Theater aus Moskau in Berlin gastierte, gedachte ich der Worte William Wauers. Der Zar bis zum Onkel Wanja und die Frauen all, glichen seinen Idealgeschöpfen. Wandelnde Töne, schreitende Melodien, unbezahlbare Instrumente mit tausendtiefem Ton. Aus Spielläden und Kotillongeschäften liefert man William Wauer, Spaßgeigen, Trompeten, Kriköhs: Dilettanten und Tantinnen. Sie essen ihre Rolle, um sie ganz im Leib zu haben. Sie muß ihnen auf den Leib passen. Aber der Schauspieler soll den Duft seiner Rolle einatmen, meint William Wauer, „Ueber solch trunkene Seele zu streichen mit seinem Bogen". — Seine Regie steht auf Füßen, das Milieu gleicht dem Bewohner des Schauspiels. Erster Aufzug: Veranda, von Säulen umstanden. Zweiter Aufzug: Wohnzimmer der gräflichen Familie. Man kann sich gar kein anderes Innere vorstellen nach dem Wuchs der Villa. William Wauers Regie ist anatomisch. Sein Blut möchte fließen durch die Adern seiner Schauspieler wie ein Strom durch das Spiel. Das soll keimen und aufgehen aus seiner Gestalt in vielen Gestalten. Kein Asiate ist er, dem die Tragödie nur eine einzige Kriegsgebärde wird. Er meint, zu den Wilden gehöre ich, und mit der eigenartig schmerzlichen Sicherheit im Auge betrachtet er mich wie ein fremdes Instrument aus Bambus.

Else Lasker-Schüler

Katzenjammer

Der Verein zur Erhaltung alter Burgen und der Verein zur Verwertung gebrauchter Offiziersreitpferde haben einen neuen Zuwachs erhalten: den Verein zur Erhaltung alter Universitäten (oder so ähnlich). Die Finanzierung des neuen Unternehmens übernahm die höchst überflüssige Richard Wagner-Gesellschaft für Kunst und Kultur. Durch eine Festvorstellung im Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus. Ein hohles und langweiliges Theaterstück des Herrn Otto Borngräber im verkitschten — Wildenbruchstil wurde aufgeführt. Darüber wäre nichts zu sagen, auch wenn Professor Ernst Haeckel in einer Vorrede der Buchausgabe den Phrasenschleim eine „große, ganz auf der Höhe unserer Zeit stehende Tragödie" nennt. Es beweist nur, daß man angeblich das Welträtsel lösen kann, und einem die Kunst doch ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Ueber die Aufführung ist noch zu bemerken, daß das Spannendste „der Tod auf dem Scheiterhaufen", fortfiel. Was zu bedauern bleibt. (Nur der Referent des Berliner Tageblatts hat diese Szene auf der Bühne gesehen.) Für den Edelmenschen hatte die Direktion sich von dem sonst in dieser Zeitschrift nicht zu erwähnenden Königlichen Schauspielhaus den Herrn Walter Staegemann ausgeliehen, den talentlosesten und hohlsten Schreier, über den Deutschlands Bühnen verfügen. Man versicherte mir im Theater, daß Herr Staegemann sein Referendarexamen gemacht hat. Warum ergreift er nicht den chancenreichen Beruf eines Bürovorstehers. Außer Herrn Staegemann brüllten und heulten verschiedene Dilettanten auf der Bühne, besonders eine gewisse Baronin Virginia. Nur zwei Schauspieler waren zu entdecken: Ernst Nessler und Armin Wassermann. Regie und Inszenierung veranlassen mich immerhin, das Theater als solches weiter zu beachten. Man brauchte diese ganze Schreckensaffaire nicht zu notieren, wenn Herr Borngraeber nicht angeblich über eine Gemeinde verfügt. Es gibt tatsächlich Leute, welche sich für solche Stücke im Sonnentrottelstil interessieren. Dennoch entspricht die Höhe des Stücks der Vorstellung, die sich Universitätsprofessoren von der Kunst machen. Hoffentlich liegt die Zeit nicht mehr fern, in der die Universitäten ihren Kunst- und Weltanschauungsdünkel ablegen und sich als das ausgeben, was sie heute in Wirklichkeit nur noch sind: Fachschulen für Juristen, Mediziner, Theologen und Oberlehrer.

Zwanzig Stunden später wurde man im Berliner Theater durch ein verkitschtes — Bernsteinstück endgültig erschlagen.

Rauch ist alles irdische Leben

Es bleibt ein Glück, daß der wirkliche Künstler keinen Ehrgeiz für Zeit und Ewigkeit besitzt. Die Ewigkeit wird durch unsinnige Behauptungen der Konversationslexika und der professoralen Literaturgeschichte dargestellt und die Zeit durch Verherrlichung von Librettisten und Romanschmierern entstellt. Man hofft nichts mehr, kann also nicht enttäuscht werden. Die Provinzler, die Berlin unter Literatur setzen, legen Wert darauf, in ihrer Heimatsstadt besondere Anerkennung zu finden. Es fällt ihnen nicht schwer. Denn das Niveau in der Provinz ist mehr als unerheblich. Im sogenannten bergischen Land absolut Flachebene. Da gibt es zum Beispiel eine literarische Gesellschaft, die die Herren Paul Bliss und Roda Roda zu Vorlesungen einladen. Der Bemühung dieses trauten Vereins verdankte die Stadt Elberfeld offenbar das Unglück, sich ihre Dreijahrhundertfeier durch ein Festspiel des Herrn Walter Bloem zu verekeln. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Jede Stadt hat das Recht, ihre Eingeborenen gegen Bezahlung zur Belustigung heranzuziehen. Ich persönlich wäre in solchen Fällen immer mehr für Somalineger. Also dieser Herr Bloem, der in Berlin alle möglichen „literarischen" Ehrenposten bekleidet, dieser Herr Bloem verfaßte ein Festspiel „Der Väter Not". Wozu glaubt man, eignet sich dieser Titel noch außer zu schlechten Schauerspielen im verkitschten Schillerstil. Gewaltige Inserate in Elberfelder Zeitungen wissen davon zu sagen: Zur Zigarrenmarke. Ein lokaler Fabrikant konnte nicht umhin, Herrn Doktor Bloem zu bitten, ihm diesen Titel für eine Spezialsorte zur Verfügung zu stellen. Der Dichter Bloem gab gern seine gütige Erlaubnis. Freudig erregt wird das Faksimile der holden Gewährung veröffentlicht. Der Väter Segen bauet den Kindern Häuser, der Väter Not.... läßt sie in Rauch aufgehen. Hoffentlich ist die Marke bekömmlicher als ihr Name. Das Gute bricht sich Bahn. Das hat mit seinem Singen der Dichter Bloem getan.

Trust

Decurtins

Man beschwert sich über unsere Unzufriedenheit. Man beklagt sich, daß wir zu viel tadeln. Man beklagt sich, daß wir alles angreifen. Es ist nicht unsere Schuld. Wenn man gegen Indolenz, Dummheit, Frechheit und Gemeinheit ankämpft, erregt man selbstverständlich Anstoß.

Die Zeitschrift März glaubt zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß Herr Professor Decurtins den Lehrstuhl an der Universität zu Freiburg in der Schweiz seiner Gutgläubigkeit zu verdanken habe. Wir wollen der Redaktion vorläufig selbst Gutgläubigkeit zuerkennen, und bemerken ihr, daß Professor Decurtins vielleicht der bedeutendste und tiefste Geist der Anhänger der katholischen Weltanschauung ist. Für seine gründliche Wissenschaftlichkeit zeugt seine vielbändige Chrestomatie der rhätoromanischen Literatur. Ein Mann wie Decurtins kann sehr wohl die moderne Literatur verstehen und die „Modernisten" ablehnen. Wie wir.

H. W.

Reminiszenzen

Die Überlebenden

In den Berichten der Wiener Blätter über die Beerdigung Kainzens stand zu lesen, daß der Anblick des Leichenwagens „den Frauen die schimmernden Tränen in die Augen trieb und die Männer in Ergriffenheit versetzte“. Aber nicht alles, was Zeuge des Begräbnisses war, zeigte Rührung und Trauer. So zum Beispiel, wie der Reporter des Neuen Wiener Tagblatts erzählt, blieben die Durchführungen der polizeilichen Maßnahmen, so nahe sie auch dem Kondukt standen, unerschütterlich. Es klingt fast unglaublich: „Vor der Schottenkirche waren außerordentliche Sicherheitsmaßnahmen getroffen, um allzu großes Gedränge zu vermeiden. Der Polizeibezirksleiter der Innern Stadt, Regierungsrat Doleisch, hatte persönlich die klaglose Durchführung der einheitlich getroffenen Vorkehrungen getroffen.“

Würde die Polizei in Wien gegen jeden einschreiten, der in der Lotterarena der käuflichen Oeffentlichkeit in frechen Posen geistig schauturnt, sie hätte Heinrich Glücksmann am offenen Grabe seines großen Freundes Maulschellen anlegen müssen. Er verewigte sein Buhlen um den Beifall der Reporter und der Zeitungsleser in einem „warmempfundenen“ Nachruf: „Hineingewachsen und hineingeboren in eine Zeit, die ihre Talente und schaffenden Geister auseinanderstreben und wirken ließ, hast du mit der Gewalt des Geistes ein Ziel gezeigt und dazu den Weg gebaut, ihn als Erster und Größter beschreitend und bis ans Ende gehend, eine Feuersäule, der die Begeisterung der Jugend nachstürmte, deren Leuchtkraft aber auch in alle jugendlichen Freudeaufschwung strahlte.“

Noch eine Elegie

Da ist doch Fritz Engel ein anderer Kerl. Er wendet sich im Ulk mit einer selbstgefälligen Elegie auf den Tod eines berühmten Jünglings unmittelbar an das Publikum. Er tröstet es über das allzu frühe Hinscheiden des Helden der jüngsten Georg Hermannschan Romanarbeit, die vor kurzem erschienen ist, indem er unzweideutig von dem Recht singt, das die überlebende Reklame behält.

„Fahr' denn wohl, du Trauter meiner Seele,
Eingewiegt von uns'ren Segnungen,
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle
Bis wir feiern einst Begegnungen:
Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Nicht in Himmeln wie die Dichter reimen —
Nein, o nein, du kleener Unglücksrabe,
Aber in der Buchausgabe.

Aus der Elegie wird mir bekannt, daß Emil Kubinke ein Friseurgehilfe war, der drei Bräute besaß, unter einer Alimentenklage litt und sich schließlich selbstmordete. Und er sprach: „Wie ist das Leben mieß!“ Und Fritz Engel reimt prompt: „Und der Parzen Faden riß“. Mit schwerer Mühe sucht er die reinen Reime und findet sie nicht, aber mit leichtem Gewissen beschmutzt er frech ein ernstgewolltes Gedicht.

Aber dessenungeachtet verdient Fritz Engel für die Fußnote zu seinem Gedicht, „der Name des Jünglings war Emil Kubinke, Fr. Schiller“, einen Fußtritt.

Berliner Theaterkritik

Mit Lg. zeichnet ein Musik-, mit M. L. ein Theaterkritiker in Ullsteinschen Diensten.

Lg. schrieb zur hundertsten Aufführung von „Tosca“: „Freilich, die Berliner Tosca ist auf die beiden Augen der Labia gestellt. In so glänzender Darstellung wirkt die Gestalt fast überzeugend.“ Zuvor aber sagt er, daß selbst ein festgeschmiedetes ästhetisches Rüstzeug nicht Stand halte vor der Wirkung eines geschickt aufgebauten musikalisch dramatischen Kunstwerkes. Doch: „Die Berliner Tosca ist auf die beiden Augen der Labia gestellt“, das ist lusztig, wenn auch die Vorstellung, daß etwas auf die schönen Augen der Labia gestellt ist, schmerzhaft sein mag.

M. L. hinwider berichtet in einer Kritik über die Aufführung von „Ueber unsere Kraft“ am Neuen Volkstheater: „Die Kinder Sangs lagen in den Händen von Otto Montua und Annaliese Wagner. So bringt M. L. in den toten Schematismus der landesüblichen, altbewährten und beliebten Kritiken Loeben.

J. A.

Mechthildis

Von Mynona

Mechthildis, ein Mädchen von lockeren Sitten, begab sich auf die Straße, um Unterhalt und Unterhaltung zu suchen. Sie trug einen jovial aussehenden Regenschirm; ihre Absätze waren schelmisch. Mit Schnaps im Magen und sündiger Fröhlichkeit im Herzen musterte sie die vorübergehenden Mannsleute. Ihr war es eigentlich gleich, aber sie wahrte den Schein. Ein Herr mit blauer Brille und einer gewissen lüsternen Energie erregte die Aufmerksamkeit dieses zarten Kindes, und man kann sich denken, wie hocherfreut es war, als er es wirklich ansprach. Er ging mit auf das Zimmer der Mechthildis. Ein blaues stummes Kabinett, ganz gleichgültig brannte eine Lampe. „Mechthildis“, sagte die blaue Brille und funkelte vollkommen hochmütig, „sei verflucht! Um so mehr als —“ damit brach er ab. Als sie sich nun beide hochaufatmend wieder gegenüberstanden, lachte Mechthildis mit einem Mal sehr beleidigend. Der Herr spürte das heraus und setzte sich, denn er war jetzt zu müde, um Beleidigungen stehend zu vertragen. „Mechthildis“, sagte der Herr mit leiser wehmütiger Stimme, „was zwischen uns sich ereignet hat, berechtigt dich keineswegs, herausfordernd gegen mich zu werden“. Danach gab er dem Weib ein Goldstück. Im selben Moment flackte die Lampe auf, die bis dahin teilnahmlos wie ein Mensch gewesen war, und erlosch. Wir alle haben es schon an uns erfahren, daß Finsternis die Ehrlichkeit in Gesellschaft begünstigt. So geschah es auch hier. Mechthildis, bis jetzt so sanft wie ein Faß Pulver, das kalt steht, explodierte, weil es niemand sah. Sie puffte den Zylinder des Herrn und spie hinein. Sie zerschlug die Brille des Herrn auf seinem Antlitz. Sie kratzte sich selbst blutig. Sie brüllte wie ein sterbendes Ferkel. Kurzum, sie benahm sich ohne ersichtlichen Grund — überdies war es finster — so ungebärdig, daß der Herr endlich die Geduld verlor. Nicht als ob der Herr sich irgendwie gewehrt hätte! Aber er suchte ihr mit eindringlichen Worten deutlich zu machen, daß ihr Benehmen Mängel aufwiese, unter denen er litte. Leider schien es in Mechthildens Interesse zu liegen, diese von edler sittlicher Strenge Zeugnis ablegenden Worte zu überhören. „Zünde“, sagte sie endlich, „lieber die Lampe an, du Lackl!“

Als sie wieder auf die Straße gingen, stieß ihn Mechthildis in die Seite! „Schatz, du nimmst es mir doch nicht übel?“ Der Schatz gab ihr sogar einen Kuß. Diese Dinge sind eben nicht so schnurgrade zu motivieren. Sie gehören in eine Geschichte der seelischen Ueberwältigungen. Zwischen Mechthildis und dem Herrn, der kurz zuvor noch eine tadellose blaue Brille getragen hatte, war unter den prosaischsten Umständen jene Intimität vor sich gegangen, welche die poetischsten verlangt. Man sollte sich also über die ungewöhnlichen Wirkungen ihres Zusammenseins nicht wundern.

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

EMILE VERHAEREN
Dramen: Das Kloster
Leipzig Inselverlag

GABRYELA ZAPOLSKA
Wovon man nicht spricht / Roman
Berlin Oesterheld & Co. Verlag

SAMUEL LUBLINSKI
Das werdende Dogma vom Leben Jesu
Zweiter Band des Werkes. Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos
Jena Eugen Diederichs

HERMANN WAGNER
Die rote Flamme / Novellen
Verlag Georg Müller München

Shakespeare in deutscher Sprache
Herausgegeben und zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf / Gesamte Ausstattung von Melchior Lechter / Fünfter Band: König Heinrich der Sechste / Zweiter und dritter Teil: König Richard der Dritte

---

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn: I. V.: Oskar Kokoschka

Wochen-Spielplan der Berliner Theater

Oktober	Dienstag 18.	Mittwoch 19.	Donnerstag 20.	Freitag 21.	Sonnabend 22.	Sonntag 23.	Montag 24.
Deutsches Theater Schumannstrasse 13 a	Das Wintermärchen	Judith	Sumurûn	Don Carlos	Ein Sommernachstraum	Don Carlos	Sumurûn
Kammerspiele Schumannstrasse 14	Der Graf von Gleichen	Heirat wider Willen / Komödie der Irrungen	Gyges und sein Ring	Heirat wider Willen / Komödie der Irrungen	Der Arzt am Scheidewege	Heirat wider Willen / Komödie der Irrungen	Gawân
Lessingtheater Friedrich Karlufer 1	Einsame Menschen	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Das Konzert	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Einsame Menschen
Komische Oper Friedrichstr. 104/104 a	Die Bohème	Der Arzt wider Willen.	Die Bohème	Hoffmanns Erzählungen	Die Bohème	Die Bohème	Tiefland
Neues königliches Operntheater Königsplatz 7	Sinfonie-Konzert	Romeo und Julia	Samson und Dalila	Regimentstochter Puppenfee	Tristan und Isolde	Madame Butterfly	Gastspiel Caruso: Carmen
Neues Schauspielhaus Nollendorfstrasse 11/12	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Gastspiel Triesch Jungfrau von Orleans	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac
Kleines Theater Unter den Linden 44	Die Zensur Der Liebestrank	Die Zensur Der Liebestrank	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Die Zensur Der Liebestrank	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Die Zensur Der Liebestrank
Königliches Schauspielhaus Gensdarmenmarkt	Unbestimmt	Der Krampus	Prinz Friedrich von Homburg	Der Krampus	Colberg	Der Krampus	Molière und die Seinen / Tartüff

Theater mit gleichbleibendem Spielplan:	
Berliner Theater Charlottenstr. 93	Die thörichte Jungfrau
Modernes Theater Königgrätzerstr. 57/58	Die beste der Frauen ab Donnerstag: Der Moloch
Neues Theater Schiffbauerdamm 4a/5	Der Stier von Olivera
Residenztheater Blumenstr. 9a	Noblesse oblige
Trianontheater Pr. Friedr. Karlstr. 7	Pariser Witwen
Neues Operettentheater Schiffbauerdamm 25	Der Graf von Luxemburg
Theater des Westens Kantstrasse 12	Die schönste Frau
Metropoltheater Behrenstrasse 55/56	Hurrah — Wir leben noch!

Neue Sezession

Graphische Ausstellung 1910

1. Oktober bis 1. Dezember

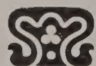
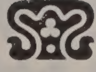
in der

Galerie Maximilian Macht



Berlin W., Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin SW.13

Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung

Potsdamerstrasse 113 Villa II **Berlin W** Potsdamerstrasse 113 Villa II

Herbstausstellung von Werken der Maler:

Toni Stadler ⁜ O. Brioschi ⁜ E. Stort ⁜ E. Oppler
Uhde ⁜ Zügel ⁜ Trübner ⁜ Leibl ⁜ Feuerbach etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

BERLIN W 35
Spichernstr. 7

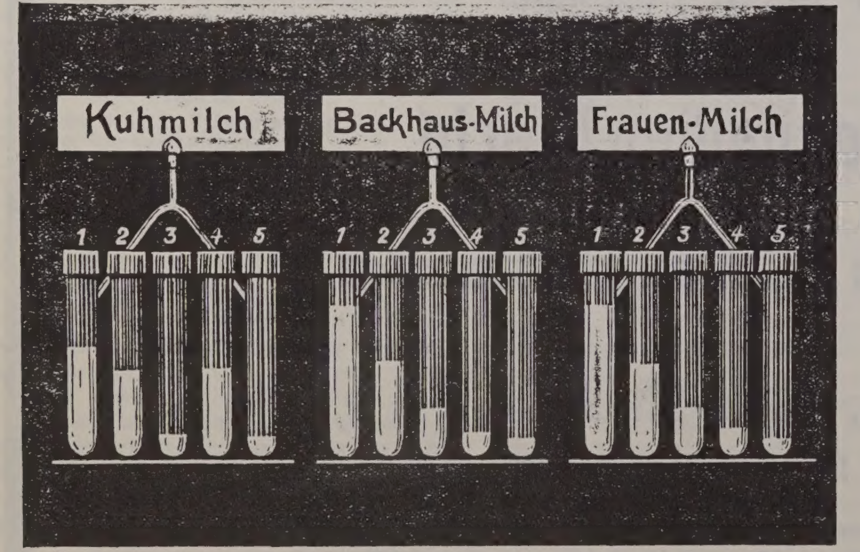
Telefon: Amt VI, 1769
Sprechstunde: 5—6 Uhr

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens, Mauerstr. 86-88
Telephon I, 7497

Die Kindermilch nach Prof. Dr. Backhaus kommt der Muttermilch am nächsten.



Trockensubstanzen von je 1 Liter Kuhmilch, Backhaus-Milch und Frauenmilch.
1. Milchzucker — 2. Fett — 3. Eiweiss — 4. Kasein — 5. Salze

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Nr. 307/8 ::
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5



Erstes Universal-Zeitung
∴ Ausschnitt-Bureau

Ariamstr. 18 **München X** Telefon 8

Man verlange Prospekt!



 Auslieferung für Ost rreich-Ungarn A. Mühlhans-Smital Wien IX / Für den Buchhandel: M. Braunschweig Wien IX / Verantwortl. für die Schriftleitung in Österreich: I. V.: O. Kokosch